Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz

Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

Band: 42 (1968)

Artikel: Die Landschaft meiner Frühzeit

Autor: Schaffner, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747404

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Landschaft meiner Frühzeit

Während ich an die Aufgabe gehe, über die Landschaft von Rheinfelden zu schreiben, durchzieht mich ein rasches Gefühl von Wärme und Freude. Es ist da etwas, wozu ich hingehöre, und das zu mir gehört, das einen Teil meiner Seele ausmacht, und wovon ich selber einen kleinen Farbton, einen Klang, eine geheime Linie bilde. Wir sind ohne einander nicht denkbar. In meinem «Johannes-Roman» habe ich ja die Zeit, die ich in Rheinfelden verbrachte, übergangen, weil sie in der Oekonomie des Werkes nicht unterzubringen war, aber allein die sieben Jahre Anstaltsleben in der Nähe des Platzes hätten mich schon genügend unter Eindruck gesetzt, um ein lebendiges Heimatgefühl zu entwickeln — ganz besonders in einem Menschen, der für Anrufe von Landschaften so empfänglich ist und so stark darauf antwortet. Die Landschaft von Rheinfelden, das ist für mich ungefähr die Strecke Wyhlen—Schwörstadt, der Hang des Dinkelberges und das Buuser Tal einbezogen samt dem eigentümlich leeren Blachfeld, im Bogen des Rheins gegenüber Schwörstadt. Soweit reichte ja auch landschaftlich die Geschichtskraft Rheinfeldens, zugleich ist das der urtümliche Raum, in welchem meine stärkste und entschiedenste Seelenentfaltung stattgefunden hat. Was da in mir geworden ist, das wurde wegweisend und schicksalbildend für das ganze Leben im Frohen und im Tragischen. In einer geheimnisvollen Weise rauscht der Rhein durch alle Jahre meiner Fremde, und ebenso umstehen die Berge der Rheinlandschaft alle meine Taten und Erlebnisse, die guten und die weniger guten, als stille, fromme, starke Paten. So bin ich ein Sohn des Stromes geworden, ohne Hinsicht auf politische Zuständigkeiten, wie überhaupt die Heimat aller Menschen am Rhein zwischen Basel und dem Bodensee eigentlich in zwei Vaterländern liegt.

Am besten nehme ich den Leser mit mir, damit er an meiner Seite die Entstehung meiner Landschaft miterlebt. Als ich in den Bannkreis des Rheinfeldes kam, von dem die Stadt ihren Namen hat, nach Wyhlen, befiel mich schnell eine geheimnisvolle Erregung. Es war nicht der Schönheitswert der Landschaft, der mich erfasste, weil ich davon ja noch keinen Begriff hatte. Zunächst ist es auch nicht die wirkliche «Schönheit» unserer Eltern, was uns an sie fesselt, sondern das, was wir als lebendig wirkende Schönheit an ihnen erleben, und das ist gemeinhin etwas anderes, als was die anderen Menschen an ihnen sehen. Was mich da packte und bewegte,

das war das offene Rheinfeld auf beiden Seiten des Stromes, Weite, Tiefe, Höhe der Landschaft als Lebensbedingung, und dazu die waldige Flanke des Dinkelsberges mit seinen Kuppen und Einschnitten, seinen leuchtenden Steinbrüchen und den dunklen Schattengeheimnissen, die mir so viel versprachen, die Dörfer mit den alten grauen Kirchen, die schweigend und wartend dalagen und mir ein neues Leben bereitzuhalten schienen. Auf den Türmen sah ich Storchennester. Gegen den Rhein hin ragte und qualmte der Schlot der Sodafabrik. Das war meine Landschaft, auf deren Anruf meine Seele mit einem erlebnisdurstigen Seufzer antwortete. Hier schien es mir gut zu sein. Hier glaubte ich an Entfaltung und an jenes glückhafte Weben einer kleinen Seele mit einer grossen, die in der Offenbarung einer Landschaft ja mit dem letzten Begriff «Gott» zusammenfällt, ob die Menschen eines Zeitlaufs geneigt sind, daran zu glauben oder nicht. «Wissen» kann ja das junge Geschöpf hier gar nichts, aber alles kommt darauf an, ob es fühlt, ahnt und erlebt. Ich behaupte, dass ohne tiefes, erschütterndes Heimaterlebnis — Heimat ist ja die persönliche und mächtigste Form von Landschaft in uns — kein schöpferischer Mensch wird, mag er nachher einen Weg nehmen, wie er will, und mag er seine eigentliche Heimat lebenslang nicht mehr sehen.

Den Weg von Basel nach Wyhlen machte ich in Gesellschaft eines jungen Onkels, eines Mutterbruders, der eine Kuh aus dem Stall meines verstorbenen Vaters aus dem aufgelösten Haushalt ins Grossvaterhaus führte, ich erlebte also die Landschaft erstmals wandernd. Das ist bis heute immer noch die Art und Weise, eine Landschaft heimatlich sich aufzuschliessen. Da traten mit alle Gestalten nacheinander, gleich guten grossen Geistern, an die Strasse heran mit tiefen dunklen Augen: «Na, und was bist denn nun du für einer?» Man straffte ein wenig den jungen Rücken, oder man machte sich möglichst unauffällig, je nachdem, und in jedem Fall hatte man nachher seine Erfahrung unendlich bereichert.

Ausserdem war man in einem neuen Kreis aufgenommen. Das begriff man ganz gut und klar, denn man war nicht auf den Kopf gefallen, und mit dem Wörtchen «ich» hatte man bereits lebhaft zu arbeiten begonnen. Manchmal musste man etwas dafür bezahlen. Gelegentlich erlebte man seine saftige Niederlage damit. Aber ab und zu bekam man auch etwas Tüchtiges dafür ein. Im grossen ganzen erschien der Gewinn bei dem Geschäft ja entschieden grösser, und so war man eifrig bei der Sache.

Denn zur Landschaft gehörten ganz unmittelbar und untrennbar die Menschen darin, für mich in meinem Fall die Grosseltern samt den Onkeln und Tanten und nachher die Nachbarn und die anderen Kinder. Da steckte man bereits mitten in der Schicksalsgemeinschaft, die mit dem Lebensraum «Rheinfeld» gegeben ist. Von dem Zerfall der «Rheinfelder» in Reichsdeutsche und Schweizerdeutsche wusste man noch nichts, oder man nahm das nicht so wörtlich. Man sprach ungefähr dieselbe Sprache, wenn sie hier

auch ein bisschen schwäbelten, alle hatten Verwandte auf der anderen Seite. Von drüben kamen sie ab und zu auf Besuch. Bei Sonnenschein und nachts im Mondlicht schauten die Bergzüge vom südlichen Rand des Rheinfeldes herüber und nickten einem zu wie Brüder: «Schlaf gut, Kleiner, hier halten wir die Wacht.» In dunklen stürmischen Nächten ging aber ein mächtiges Geflüster und Geraune von den Vorposten des Schwarzwaldes zu den Vorposten des Jura über das Rheinfeld hinweg. Rings um das ganze Feld herum brausten die Wälder. Einmütig neigten sich die Tannen und Weiden. Mit einer schweren Woge strich der Regenwind das Feld herauf über die Dächer. Wenn ein Blitz niederzuckte, so schimmerten alle alten viereckigen Kirchtürme mit den Satteldächern und Storchennestern auf, und die Störche leuchteten im Glast weissgespenstisch gegen die schwarzen, zerfetzt hinrasenden Wolken. In der Tiefe murrte und mahlte der Strom. In den Häusern wurden nacheinander die Fenster hell. Wenn der Grossvater vor das Haus trat und schaute hinüber, so sah er auch dort wachsam blinkende Lichter. Vielleicht nickte er schweigend vor sich hin: «Das ist Heimat.» Was die jenseits des Dinkelsberges und jenseits der Südberge machten, das focht uns weniger an, dort begann eine andere Heimat, die nicht mehr die unsere war.

So habe ich zuerst Heimat erlebt. Ich habe sie erlebt auf wunderbaren weiten Gängen mit dem Grossvater, der Schermausjäger war. Während er einem Gang nachgrub und seine Lehmkegel zwischen den Händen rollte, um sie vor die Oeffnung zu kleben, während schon die Schlinge in der Spannung hing, weidete ich mit den Augen den stillen, reinen, starken Raum ab, der sich zu meinen Füssen hinbreitete. Ich wusste nun schon: dorthinaus lag Herten. Drüben gab es ein Dorf namens Augst. Wenn man weiter hinauf wanderte, so kam man nach Rheinfelden, wo ich Verwandte haben sollte, Schwestern und Brüder meines Vaters. Ach, es war sehr gut, dass man das Rheintal so nachbarlich bewohnt wusste. Andererseits war es schön, dass der Wald bei der Saline Schweizerhalle drüben so tief und manchmal finster dalag, auch dabei liess sich vieles denken und vorstellen.

Immer abwechselnd sandten die Schornsteine von Schweizerhalle und von der Sodafabrik einander den Rauch zu. Das kam vom Wind. Aber woher kam der Wind? Und warum gab es so verschiedenen Wind? Jedenfalls war es hübsch, dass die Schornsteine einander so grüssten, es macht einen noch heimischer, und zugleich schuf es einen spannenden Begriff von Weite und Räumlichkeit. Im Winter lag alles im Schnee. In der Weihnachstnacht wanderte man mit dem ganzen Dorf der hell leuchtenden Kirche zu. Eine richtige, tiefe Nacht hatte man überhaupt noch nicht gesehen. Alle Sterne flimmerten in der Kälte. Das Unternehmen war unendlich aufregend, sonst lag man doch um diese Zeit schon lange im warmen Bett. Im Januar, wenn es dann schon zu krachen anfing vor Kälte, stapfte man durch den Wald, wo

Bäume geschlagen wurden, und wo mit wunderhaftem Duft aus den frischen Schnittflächen die Stämme in Klafter geschichtet am Rand der Fahrwege lagen. Da kamen alle Männer aus dem Dorf und ersteigerten von diesen Klaftern eine nach der anderen, und auch das Stangenholz ging an seinen Eigentümer. Aus ihren Mündern fuhren Dampfwolken mit der Stimme heraus, wenn sie boten. An den Schnurrbärten hingen Eiszapfen. Mir taten die Ohren weh. Zu Hause in der Wärme bekam man in den Fingerspitzen das, was wir Hornigeln nennen, und man heulte ein wenig, denn es tat verflucht weh. Aber es ging vorbei, und nachher war es köstlich gewesen, nachher hatte man wieder ein Stück Heimat erlebt. Ein paar Wochen später waren dann schon die Veilchen und Schlüsselblumen am Waldrand droben über der Mühle heraus. Was ich in der Fremde für scharfe, bohrende Sehnsucht nach diesen Schlüsselblumen ausgestanden habe. Und die sind von allen bannenden und ewig nicht mehr loslassenden Holdseligkeiten der Heimat nur eine. Die schönen blanken Stechpalmen im Wald! Das hohe Farnkraut! Die Buchsbüsche! Die Bäche! Und immer wieder der hohe, schwingende Blick über das breite, offene, gewiegte Rheinfeld aufwärts und abwärts!

Eines Tages war alles anders. Da hatte mich der Geist der Erde auf einen neuen Platz des Rheinfeldes und auf der anderen Seite von Rheinfelden: Beuggen. Es ist als ob es ihm darauf angekommen wäre, mich diese Landschaft in möglichst verschiedenen Daseinsstimmungen und von verschiedenen Standpunkten aus erleben zu lassen. Der Platz Beuggen bedeutete für mich eine bestürzende Verengung. Da tritt der Dinkelberg mit seiner Bastion hart an den Rhein heran. Ueber Beuggen ist gerade noch Platz für den Bahnhof und den Gottesacker, dann geht es sofort steil aufwärts. Leuchtende Steinbrüche gibt es nicht. Die Deutschritter haben den Standort für ihre Burg gut ausgesucht, hier lässt sich leicht sperren und abriegeln. Aber mit der Blickweite ist es aus. Jung, kühl und wildfremd kommt der Rhein droben um den Felsen und den Schweizerwald hervorgestossen. Damals brauste und brodelte er Tag und Nacht. Wo jetzt sich ein See hinbreitet, gab es Stromschnellen mit Felsen und schnell hinschiessenden, glattgüssigen Durchstössen. Die Flösse, die noch häufig kamen, hatten ihre Not, weshalb eine bestimmte Stelle den Namen «Höllenhaken» trug. Drüben trat der Wald ganz nahe an das Ufer. Der Wald machte einen stolzen und sozusagen fragenden Eindruck und schien nicht leicht zugänglich zu sein, zumal er zur Schweiz gehörte. Sogar die Schweizer Berge verdeckte er uns. Flussaufwärts stellte sich wie eine finstere Schranke ein Vorsprung des Schwarzwaldes quer vor und wehrte auch dort der Neugier. Wir waren allein mit dem Strom und hüteten einen Engpass, der, Gott wusste wohin, führte! Nur rheinabwärts war der Blick offen. Dort irgendwo lag die sagenhafte Stadt Rheinfelden, die ich im Vorbeifahren von der Bahn aus gesehen hatte, mit ihren alten Türmen und der grauen Häuserreihe am Rhein,

deren Mauern unmittelbar ins Wasser hinabfielen. Eine gedeckte lange Holzbrücke hatte sie auch, und jenseits stiegen fröhliche Berge mit grünen Wäldern aufwärts. Wer das zum zweitenmal vom Zug aus zu sehen bekam, der war freigesprochen und durfte in die Welt hinaus. Die Schweiz war ja überhaupt das Land der Freiheit, wir waren jetzt alt genug, um dies hohe Geheimnis erfahren zu dürfen. Was das eigentlich war, Freiheit, das konnten wir ja nur ahnen, zudem schien sie für uns etwas anderes zu sein, als für die glücklichen, bevorzugten Bewohner des Landes auf der anderen Rheinseite. Es dauerte nicht lange, so erschien mir jeder Schweizer als eine Art von höherem Wesen, das Verehrung zu beanspruchen hatte, und welches ein Recht besass, zur Nacheiferung aufzufordern.

Aber eifere einem Volke nach, das so ungeheuren Vorsprung an Freiheit und jeder menschlichen Tugend und Schönheit besitzt, während du noch jahrelang als trauriger Insasse einer Armen-Erziehungsanstalt deine Niedrigkeit zu begreifen und dich auf viel Demut und Mühe vorzubereiten hast. Gut, gut, das sah ich jetzt ja auch, dass die Menschen der umliegenden Dörfer infolge ihres katholischen Irrglaubens noch tiefer standen als wir, die uns immerhin die evangelische Taufe auszeichnete, und etwas war also immerhin gewonnen, aber wenn abends der rote Spätbrand der untergehenden Sonne hinter dem Rheinfeld stand und unsere Störche geruhsam und überlegen ihre Kreise durch die goldglänzende Luft zogen, dann wurde manchen von uns die ganze Landschaft zu einem einzigen Seufzer unaussprechlichen Verlangens. Offen und breit ausladend lachte dort die gütige freie Welt des Lebens. Rheinfelden, die Stadt, konnten wir ja nicht sehen, aber wir wussten sie doch, und ich selber sah im Geist ihre Türme ins fliessende Licht aufragen wie eine Burg der Seligen. Auch der Wald drüben wurde zu einem Gegenstand der Sehnsucht. Wer einmal dorthin kommen konnte, der hatte ja den Bann durchbrochen, der auf diesem verlorenen, einsamen Vorposten zu liegen schien. Aber jeden Morgen ging hinter der harten, mürrischen Schranke fordernd und befehlend die fremde Sonne wieder auf, um zu einem Tagwerk zu rufen, das uns nicht mit der Landschaft verband, das uns aussparte, als ob wir Kunstprodukte oder Verbannte wären, vielleicht ansteckende Kranke oder ohne unser Wissen schwere Verbrecher. Die Landschaft gehörte hier den Katholiken, die sie bewohnten, und wir waren nur die geduldeten Eindringlinge. Ein Landschaftserlebnis setzt Freiheit voraus.

Aber brachte ich es nun deshalb zu keinen Erlebnissen mit dieser Landschaft? Ach, die Seele will atmen und weben, und noch der Sträfling wird bei seiner Strafarbeit auf den Feldern mit der Gegend, die ihn umgibt, zu lieben anfangen und Verbindungen eingehen. Kein eindrucksfähiger Mensch sieht den jungen Rhein so dunkelstark und frisch bewegt zwischen seinen hohen Wald- und Buschufern aus dem Unbekannten hervorbrechen, ohne dass ihm der Anblick unaussprechlich das Herz regt. Dies tiefgrüne

Strömen und Ziehen wie aus Glasflüssen, das stille, getragene Gleiten der Spiegel, das weisse, steile Aufschäumen an den Felsen und dazu die Einsamkeit und Unberührtheit einer Frühlandschaft, die in jeder Wendung die Jugend und die Morgenhaftigkeit verrät, das alles geht unabwendbar in Seele und Gemüt ein, wo es weiter wirkend bleibt bis zum letzten Atemzuge. Wie lernen wir in der Fremde den Trotz dieser Felsenklippen lieben, die Kraft der Strombiegungen, die Geborgenheit der stillen Ufer mit ihren Büschen und ihrem Baumdunkel, die Echtheit im Anstieg der Hügelflanken, das Abenteuer in den Zugangstälern, das kühle Rauschen der Bäche, jede Bärlappstaude samt den Steinen darum herum, die grüne Schattenfülle der Wälder im Sommer und ihre kahle Verlassenheit im Winter. Es gibt da auf dem Riedmatterberg eine hochliegende Waldwiese mit dem Blick über den Rhein wie über die Herrlichkeit der Welt, da habe ich zum erstenmal die Harmonie des Universums erlebt, ohne zu wissen, was das war, das mir da wie eine tönende goldene Wolke aufs Herz fiel. Manchmal, wenn mir der Kampf des Lebens draussen zu schwer werden wollte und mich Müdigkeit überschlich, erschien mir gleich dem Sinn alles Daseins jener magische Augenblick vor dem Geist, und gleich war alle Aufrichtung und aller neue Glaube da, deren ich bedurfte. Auch das ist Landschaft. Ein tief eingeschnittenes Bachtal gibt es dort im dunklen wuchernden Wald, das wurde mir auf unerklärbare Weise zum lockenden Sinnbild aller geheimen, wilden Freuden des Daseins. Wir spielten dort das Räuberspiel. Wir führten unsere aufsässigsten Gespräche bei Bärenklaue und Bachrauschen. Wir wünschten, dass uns hier unsere Anstaltsmädchen ohne Aufsicht in den Wurf kämen. In tausend Abenteuern und Begegnungen lebte sich in uns Kindheitland zusammen. Ueber allem und jedem aber schwebte aufschliessend und heiligend immer das Gefühl der Heimathaftigkeit, die strahlende oder gewitternde, regnende oder mondlichterfüllte Offenbarung des Rheinfeldes. Dörfer traten wie spannende Erklärungen hinzu, Karsau, Riedmatt, Nollingen, Minseln, Adelhausen, Schwörstadt mit dem ewig brodelnden Felsenkessel am Rhein. Auf Ausflügen eroberte man sich das Wehratal oder das Wiesental jenseits, und man erkannte, dass über den Bergen auch Leute wohnen. Ein ganz starker Liebesmoment war die erste Begegnung mit dem Bergsee bei Säckingen, der mir in der Fremde geradezu zu einem Brennpunkt des Heimwehs wurde. Ich lese fast jedes Jahr einmal den Trompeter von Säckingen, weil in ihm wie nirgends sonst der Lebensraum meiner Kindheit erscheint. Gewiss kann das jeder von seiner Heimat ungefähr sagen, und der Wesermensch wird mit derselben Leidenschaft an seiner Weser hängen. Das, worauf es uns ankommt, ist die beglückende Tatsache, dass unser Vaterstrom gerade in unserer Gegend die letzten Tage seiner Jugend verlebt. Bei Basel nimmt er die entscheidende Wendung nach Norden und nach der Oeffentlichkeit. Bei uns ist er noch verborgen und jung, schon stark und ansehnlich, und wenn er sich erhebt und tobt, so zittern

alle festen Brücken, aber durch alles deutlich bleibt die kostbare Frühstimmung, die etwas Geweihtes hat und die für den, dem die Sinne dafür nicht fehlen, zum Gebet wird. Das ist für mich immer die stärkste Erschütterung von allem, was es bei uns zu erleben gibt, und das, gerade das, gibt es in dieser Weise nirgends sonst. Noch jünger, kühler, verborgener ist er droben über Eglisau bei Rüdlingen und Ellikon. Da ist er geradezu anonym. Aber bei uns besitzt er diese Verbindung der Unbekanntheit, die er aus seinem stillen Kinderland mitbringt, mit der ersten Vollkraft, zu welcher er durch den Zustoss der Aare mit Reuss und Limmat gekommen ist. Von da an ist er eine Persönlichkeit. Mit letzter Sammlung und Steigerung stösst er nun vor in die offene Welt, die bei Basel beginnt. Könnte er aber fühlen und denken, so würde auch er sich mit unaussprechlicher Sehnsucht erinnern an die freundliche Weihe, an das liebenswürdige Abschiedsfest, das ihm seine Heimat noch an der Schwelle, auf dem Rheinfeld, bereitet hat.

Zweieinhalb Jahre nach dem Ausklang meiner Beuggener Zeit, während deren mich der Rheinraum um Basel besessen hatte, tauchte ich als junger Handwerksgeselle in Rheinfelden selber bei einem Onkel auf. Es gab hoffentlich und gibt weiterhin in dieser Stadt eine grosse Anzahl von Burschen, die den Kopf besser bei der Arbeit haben, als es bei mir der Fall war. In meiner jungen Freizeit zog mich alles andere stärker an, als das Handwerk. Weit reizender zum Beispiel erschien mir der Fortbildungsunterricht mit den schweizerischen Nachrichten, die mir im wesentlichen neu waren. Der Lehrer hatte seine Not mit den eingesessenen Burschen, während mir im Geist die weitere Heimat aufging, die sich Vaterland nennt. Gleichzeitig bekam trotz allen bitteren Erfahrungen und trotz aller Aufsässigkeit mein Verhältnis zum Rheinfeld und zu Rheinfelden die Grundform, aus welcher es sich seither immer voller und herzlicher herausgearbeitet hat. Wir werkten in einer niederen Stube, die zum Rhein hinaus ging, dessen Rauschen Tag und Nacht in unser Fenster hereinklang. Links die Brücke, geradeaus die grüne Uferböschung, nach rechts das beginnende Sieden und Gischten des Höllenhakens, zu bestimmten Zeiten ein Zug, der das badische Ufer hinauf über Beuggen nach Säckingen oder abwärts über Wyhlen nach Basel fuhr, hie und da ein Fischerkahn mit dem Netz und von Zeit zu Zeit ein vorbeitreibendes Floss: das war der Blick von den Rheinhäusern aus, und sonst gab es nichts. Die Brücke war die alte, gedeckte Holzbrücke, die bald darauf in Form von brennenden Trümmern nach Basel hinunter trieb. Von Kraftwerken hatte noch kaum ein Mensch gehört. Vom Keller aus konnte man bei niederem Wasserstand zum steinigen Ufer hinuntersteigen. Wenn die Einwohner vom Schlaf aufwachten, war ihnen das Zimmer voll vom Rauschen des Stromes, das nachts sich zu einem tiefen, weichen Donnern steigert. Blickte ich über Tags aus dem Fenster, so hatte ich den Anblick des immer gleichmässigen grünen Strömens der Wassermassen, das Ziehen der glasigen Flüsse zwischen den silbernen Spiegelschilden und das Schäu-

men und Wallen an den Brückenpfeilern und an der felsigen Insel. Wolken gingen darüber hin, oder ein blauer Himmel spannte sich von Horizont zu Horizont.

Trat ich aber aus dem Haus, so empfing mich die Hauptstrasse mit ihren oben hereinhängenden Häusern, ein Tor unten, ein Tor oben, nahebei wo meine Tanten wohnten, der nette Platz mit dem Brunnen, auf dem der Ritter mit der Fahne stand, das Rathaus mit dem Hof und der schönen steinernen Treppe, der verlorene Winkel mit der Johanniterkirche, das Hotel zur Krone, das mir vornehm und ewig unzugänglich vorkam, und im weiteren ein unterhaltendes Gewirr von krummen Gassen, Winkeln mit Brunnen, kleinen Plätzen mit Bäumen, Lauben, Bogen, Mauern, Türmen, Stadtgräben, auch Schützengänge gab es, Wirtschaften mit hübschen Schildern, noblere Häuser mit Gärten, das Salinenhotel, wo überhaupt nur Halbgötter ein und aus zu gehen schienen, vor manchen Häusern standen ländliche Misthaufen, und noch drei oder vier andere Hotels für Badegäste waren da. Um den Ritter mit der Fahne sammelte sich jede Woche mehrmals der Markt mit frischem Gemüse und Blumen, und die Frauen und Mädchen kamen, um einzukaufen. Sonntags läuteten von allen Kirchen die Glocken verwunderlich nahe und dringend, es schien schwer zu sein, ihnen auszukommen.

Alles das war nun ganz und gar schweizerisch, das fühlte sich hier stärker hindurch als in Basel. Vor noch nicht so langer Zeit — knapp hundert Jahre zählte man seither — war es freilich österreichisch gewesen samt dem anderen Ufer, da bestand auch politisch die natürliche Einheit, die diese Landschaft aus der Hand des Schöpfers ist, naturgeschaffen und hinterlassen von allen Mächten, die in der Urzeit-Landschaft gestalteten: Erddruck, Gletscher-Schmelzbäche und Mahlstrom. Eine einzige freundliche Wiege schien sie mir zu sein, aufgehängt an den Schweizerbergen und am Südrand des Schwarzwaldes. Aber jetzt stieg mir immer wichtiger aus dem Vorunterricht das Vaterland am geistigen Horizont herauf. Hinter unseren Südbergen brachen stärkere Erhebungen empor, und ganz hinten irgendwo in sagenhaften Höhenglanz türmten sich die Alpen. Das wurde mit dem Platz hier eine Einheit. Dazu kam die Geschichte, die ja von Landschaft unzertrennlich ist und sie uns erst wahrhaft seelisch aneignet. Für die gleiche Sache war gekämpft und geblutet worden, von hier bis nach Italien hinunter, bis gegen Oesterreich hin und noch tief in Frankreich hinein. Das verpflichtete und verband. Das war verständlich und gab Grundgefühl. Das gab allem noch ein neues Licht. Aber auch die Nähe war auffordernd genug. Zum Beispiel das Blachfeld gegen Möhlin und Riburg mit seinen Bohrtürmen, den Auslegern der Rheinfelder Saline, die stumm-emsig Tag und Nacht unterirdischen Reichtum zutage förderte: wie eine Verkündigung ging sie mich an — leider eine Verkündigung in fremder Sprache. Wie kam das Salz dort hinunter? Niemand wusste es mir zu sagen. Oder warum hiess der Ort am anderen Rheinufer Warmbach? Ja, warum? Uebrigens

sollte es hier herum Mineralquellen geben, die dem Vernehmen nach vulkanisch waren. Andererseits, was für ein Zauberer war der Wald gegen Möhlin hin! Man wurde nicht fertig mit ihm. Im Grund sah er ganz so aus wie andere Wälder, aber irgend etwas haftete ihm an, so dass man immer auf Ueberrumpelungen gefasst war. Jedenfalls gab es da eine alte Schanze, von der aus die Komturei Beuggen beschossen worden war. Von einem römischen Turm ging auch die Rede. Nein, man konnte dem Boden nirgends ganz trauen.

Von Süden her brach durch die Baselbieter Berge ein Tal zum Rhein vor mit einem Bach darin, waldige Flanken auf beiden Seiten. Ein ebener Boden mit Feldern, Wiesen und Dörfern, Magden, Maisprach, und ganz hinten jenes geborgene Dorf, von dem man nur über Pässe weiter kommt: Buus, der Platz, in welchem ich am eigentlichsten die Heimat habe, sollte ich einmal aus irgendeinem Grund verarmen und verkommen, so ist die Gemeinde Buus verpflichtet, für mich zu sorgen. Das ist gut. Das gibt einen Rückhalt im Leben. Würde ich aber meinen Wohnsitz dort nehmen, so bekäme ich Jahr für Jahr mein Gemeindeholz, das jetzt andere verbrennen, Rebenhänge fliegen grün beblattet gegen die Höhen hinauf, wenn frisch gespritzt ist, leuchten sie vitriolblau zum kobaltblauen Himmel. Von einer der Höhen schaut der Hof meiner Vorväter herab. Auch das gehört zu meiner Heimat samt dem leisen Schmerz darüber, dass kein Schaffner mehr darauf sitzt. Von der anderen Seite winkt die Ruine Farnsburg, auch ein Gewesenes. Die Zeit eilt. Das Dasein besteht aus Werden, Sein und Vergehen; die kürzeste der drei ist das Sein. Die Welt ist voll Ruinen, sie sind alle bloss nicht so kenntlich wie die Farnsburg. Wie lange ist es her, dass hier ein weisskalter Gletscherstrom den Bergflanken entlang mahlte? Die Wissenschaft hat uns diese Zeit unheimlich nahegerückt. Jetzt läuten im Herbst die weidenden Herden auf dem Talgrund, den ein lieblicher Bach in launigen Windungen durchspielt. Forellen schwimmen darin, und Mücken tanzen darüber. Ein stiller, stimmungsreicher Anglerweg begleitet ihn fast auf der ganzen Länge. Er macht alle Windungen getreulich mit. Es ist nicht notwendig hier zu eilen; je länger der Weg dauert, je länger dauert die Freude und die Liebe. Denn eine Freude und eine Liebe ist dies Tal, in das auf beiden Seiten die waldigen Höhen hereinschauen, reich an Wanderlust und schwer von Baumkronen und Schatten. Wie schön winkt die Kirche von Magden mit dem Pfarrhaus von ihrem Berg herab mit den mächtigen Bäumen dabei, alles alt, lebensstark und voll frohem Trotz gegen die Vergänglichkeit. So müssen wir das Dasein haben, diese kostbare flüchtige Sache, das wunderbare, eilige Nichts — und doch alles, was uns erreichbar ist. Wenn das Dorf schon im Schatten liegt, leuchtet noch der Kirchberg von Magden wie eine Versicherung: «Auch diese Nacht wird nicht ewig dauern. Morgen wird euch das Licht wieder aufgehen!» Wie sangen wir doch dort drüben in der sinnigen Gottessiedlung an der Enge:

«Schlaf wohl, lass dir nicht grauen. Du wirst die Sonne schauen.» Und die nächste Strophe: «Dein Wort, es ist geschehen: ich kann das Licht noch sehen.» Ich habe das Lied gern gehabt wegen seines starken Vertrauens über den Schauern der Vergänglichkeit, die dann nicht geleugnet, sondern mannhaft bekannt sind, aber auch über diesem nachtenden Tal schimmert die starke Höhe der Verheissung.

Dies Buuser Tal hat es mir angetan. Es ist nicht deshalb, weil an seinem Beginn der Hof meiner Väter steht, obwohl schon das Grund genug wäre. Ganz ergriffen und endgültig in Besitz genommen hat es mich einmal bei einem Gang im sinkenden Nachmittag. Die Sonne stand schon tief über der Basler Ebene zum Niedergang bereit. Sinnend und von einem stillen Kummer belastet nahm ich einen Weg dem Ausgang des Tales zu. Das Rheinfeld glänzte im letzten Abendgold bis an die Nollinger Höhe hinan. Als ich an den Waldvorsprung kam, der das Tal vom Rheinfeld trennt, lag die ganze stille Welt des Baches schon in weiche Schatten gehüllt. Nur die obere Höhe der Osthöhen lächelte noch zum Himmel hinauf, aber in der Tiefe lag ein Friede und eine so schöne, starke Ruhe, dass mein Herz mit einer heftigen Wallung «Heimat» sagte. Der Kopf aber dachte: «Das Abendtal», und diesen Namen hat es seither für mich behalten. Hier möchte ich meine letzte Station haben auf meinem stationenreichen Lebensweg. Wer hier steht, hat alles, was er für sein Auge im guten, reichen Alltag braucht. Wendet er den Blick nach Norden, so geht ihm das Rheintal auf mit seinem grossmütigen Schwung. Hinter dem östlichen Riegel erheben sich über unmessbaren Tiefen und Weiten hoch schwebend die langgestreckten Bergzüge des Schwarzwaldes. Manchmal schweben sie und schwimmen so ungeheuerlich frei im Licht, dass sie aussehen wie Inseln von Göttern. Die Beuggener Enge ist rings sieghaft überstaffelt und überragt. Nichts drückt mehr. Nichts presst den Atem. Nichts hält den Blick gefangen. Verschwiegen rauchen die Schornsteine der Saline zwischen ihren alten Bäumen. Hier geradeaus liegt das Städtchen mit seinen grauen Tortürmen und den Kirchen. Mauern gibt es da, Gräben und verschiedene Umgänge zwischen Gärten und Toren für die Liebe. Zwischen den Türmen schimmert der Rhein hindurch. Von allen Höhen schweigt dunkler Wald herein. Darüber schwingt sich ein Himmel hin, der schon einen leisen Hauch des Südens hat, aber drunten ist alles noch nordisch, ein wenig trotzig und mit halbverlorener Sehnsucht in den Winkeln. Ja, dort drunten gibt es immer noch die plätschernden Brunnen auf freien Plätzen oder in Nischen, die von der Ewigkeit zu raunen scheinen. Noch stehen lauschend die vornübergeneigten Häuser, die von Jahrhunderten wissen. Worauf lauschen sie? Auf neue Zeiten? Es wispern wie vor Alters die Erker und Durchschlüpfe, gedankenreiche Plätze bei Kirchen aus verklungenen Zeiten, enge Gässchen und geschichtenumwobene Ecken. Im Sommer schleichen wie Katzen auf weichen

Sohlen die Melodien der Abendmusik im Salinenhotel durch den schönen Park. Weisst du noch, altes Herz, welches zehrende Verlangen dir in jungen Tagen diese Musik und dieser dir verschlossene Park erregt hat? In lauen Mitternächten seufzt der Wind vom Unvergänglichen und ewig Wiederkehrenden. Und wenn der Mond hereinleuchtet, so scheint die Zeit still zu stehen. Aber es ist noch nicht so lange her, und die Kanonenschläge von der langen Schlacht im Elsass dröhnten dumpf mit dem Westwind über die steilen Dächer. Sie dröhnten über Schneeweiten, und sie dröhnten über Blütenseen im Frühling, wenn die Kirschbäume ausschwärmen wie Bienen. Dann wehten drüben die roten Fahnen. Eine Zeitlang wehte es schwarz-rot-gold. Endlich stieg das Hakenkreuz auf in seiner Kreisscheibe wie ein mystisches Gestirn, von dem hier niemand wusste, was es bringen würde.

Nein, nein, die Zeit steht nicht still, alte, schicksalerfahrene Stadt. Nur was in deiner eigenen Seele vor sich geht und was dir durch den Geist spukt, das weisst du selbst nicht. Wenn der Regen über deine Steildächer rieselt und die Sonne hineinblitzt, dann zieht durch all dein Sinnen und Ahnen eine unaussprechliche Bewegung. In tiefen Nächten voll Wetterleuchtens gehen in deinen Gassen die Toten um, und zwischen deinen Türmen zuckt es wahrsagend. Flüstert nicht auf deinem Schlachtfeld gegen Nollingen hin immer wieder einmal die Kriegsmusik der Schweden und der Oesterreicher empor? Durchdringt nicht manchmal wie ein erstickter Schrei eine französische Fanfare die Luft? Wer sie hört, der fällt in eine wunderbare Verwirrung, denn er weiss nicht, ob die Fanfare von Jubel oder von Jammer singt. Von beidem, ihr Freunde, denn so ist das Leben! Ist er aber ein Hellseher, und er blickt noch weiter, so sieht er das Nordlicht beben gegen Mitternacht und die Brandröte glosen gegen Morgen. Vom Mittag webt zehrend und drohend der Lichtstrahl vom südlichen Kreuz über seine Heimat, und im Westen hängt das untergehende Gestirn einer alten Welt. Will es sterben? Hat es die Verheissung der Auferstehung? Unterirdisches Grollen vernimmt der aufgeweckte Horcher. Ein geheimes Zittern durchläuft den Boden seiner engsten Welt. Sein Herz schrickt auf. Aber nicht lange, und es wird trotzig fest. Hier steht er. Hier ist die Grundlage seiner Persönlichkeit. Mögen die Stürme kommen: Heimat bleibt Heimat. Tief hinein begreift er: Vor allem musst du dir erhalten, was du besitzest von Natur und Gottes wegen, dein unvergängliches Erbe aus Urzeiten. Das Heilige und Himmelhafte, hier blüht und ragt es empor. Neues Licht? Frischer Morgenwind? Ja, warum nicht, wenn es der Geist der Erde will. Befiehlt er es, so erglänzen alle Höhen neu. Ein Lachen, wie wir es lange nicht mehr lachten, geht durch die Täler. Vielleicht braust ein Kampf voraus. Wir werden ihn bestehen. Einem Kampf folgt heisseres Leben, stärkeres Fühlen und kühneres Planen. Herr mit allem. Aber Heimat bleibt Heimat.

Ja, so weit blickt man von meinem kleinen Waldvorsprung beim Buuser Tal. Am Ende erlebst du als eine wahre Sicherheit das Wissen um die Täler des Aargaues im Hinterland und um die Berge des Baselbiets. Da wohnte sie, die Dauer! Da spinnt die Unerschütterlichkeit ihre Jahrhunderte. Sanft und mit geheimer Liebe zum Hinschweigen und zum Ausschwingen nimmt hier die aargauische Weite ihren Anfang. Von da geht die Baselbieter Freude am Durcheinanderschieben und an jähen Uebergängen aus: alles viel gefältelt, steil gekuppt und kühn verschränkt. Es sieht manchmal so aus, als ob einer Zeit der Flächenhaftigkeit der Geist der Welt in unserer Heimat eine Hochburg der freien Persönlichkeit und der unabhängigen Seele gegenübergestellt hätte. Denn was da draussen wie hier drinnen beantwortet und gelöst werden soll, das wird immer das Werk des schöpferischen Einzelnen sein, dessen Haupt über die Flutungen der Zeit hinausragt, des selbstherrlichen Geistes voll Licht und Weitblick, Nächstgefühl und Ferneliebe. Wahrhaftig ein prophetischer Platz, diese kleine Bodenwelle am Eingang des Buuser Tales; man würde es ihm gar nicht ansehen. Aber brechen wir wieder zum Hauptzug der Landschaft, zum Rhein, vor. Es ist für mich eine bewegende Merkwürdigkeit, dass sie durch die Errichtung der verschiedenen Kraftwerke nicht gelitten hat. Das Rheinfelder Werk ist gewiss eine Störung. Es wäre möglich gewesen, es rücksichtsvoller hinzustellen, und besonders die Fabriken hätte man ebensogut weiter ins Land hinein bauen können. Aber sobald man das Werk hinter sich gelassen hat, sieht man trotz aller Erinnerungen an das Einst, dass dieser dunkle, tiefe, stille See, der sich anstelle der ehemaligen Stromschnellen zwischen den Ufern ausdehnt, eine ebenso entschiedene Schönheit darstellt, wie es der Rhein der Flösserzeit war, als wir noch zwischen den Steinen den Krebsen nachstellten. Auch die Frühstimmung überträgt sich ohne Umstände. Wenn wir den lieben Weg am Rhein auf der Schweizer Seite hinaufgehen, so ist das, als ob es da vor Jahrhunderten nicht anders ausgesehen hätte. Die weite Wasserfläche von Geheimnissen und der schöne, schweigende Wald mit seinen Schattentiefen und parkartigen Gegenden haben wohl schon in Zeiten zusammengestanden, als die Eidgenossenschaft mit den ersten Umrissen aus der Geschichte auftauchte. So lag schon damals die grüne Rehwiese und grüsste lächelnd nach dem silbernen Blinken und Strahlen hinüber, das lächelnd zurückwinkte. Aber wir wissen, dass es nicht so war. Der finstere Graben war da, durch den die verfluchte Seele des Verräters aus der Schwedenzeit in schlimmen Nächten spukt. Die Salmenwagen lagen weit gegen das Wasser hinaus. Damals brachten sie Fische herein, die sind jetzt selten geworden. Unsere Krebse haben keine Nachkommen mehr. Die Aale ziehen nicht mehr zum Schaffhauser Rheinfall hinauf. Andere Fische und sogar andere Pflanzen haben sich angesiedelt, und früher nie gesehene Möwen sind da heimisch geworden. Wenn ihre schneeigen Schwingen vor dem dunklen Wald hinstreichen, so fällt es nur noch dem als fremdartig auf, der früher

die Störche und die Krähen als die einzigen grösseren Vögel hat ziehen sehen. Auch die Störche sind abgewandert; das Nest auf dem Beuggener grossen Turm steht verlassen.

Aber wie urtümlich und zeitfern spiegelt sich nun die Komturei im kaum bewegten Wasser, das liebend und spielend an seinen Ufern hinstreicht und nicht recht zu wissen scheint, was es eigentlich im Sinn hat. Anders stehen diese Bäume über den Strom geneigt als damals, als er noch unbesorgt und lärmend über die Felsenschwellen tobte. Heute hat er die tiefsinnigen Augenblicke früher Sammlung bekommen. Eben schäumte das noch und schlug sich toll an Felsenriffen hinab. Da wird es still und tief. Der Lärm verstummt. Die Kraft wird einbehalten und steigt schweigend ernst an den Ufern hinauf. Was wird nun werden? Erste Tat wird werden. Die Widerstände, die früher kollernd überwunden wurden, wie es kam, sind ebenso gesammelt wie die Kraft. Und was beim Stauwerk herauskommt an Wirkung, ist wiederum gesammelt. Wer oberhalb Rheinfeldens den Gegensatz erlebt zwischen der hochgestauten, nun fast stehenden Wassermasse mit ihrer unheimlichen stummen Wucht und dem dröhnenden Tosen des Durchlasswassers auf dem alten Grund mit allem Schäumen, Zischen, Brausen und Wogen, gerade zwei Schritte voneinander getrennt, der hat ein Schauspiel, für das er sonst weit reisen müsste, um es im Naturverhältnis zu erleben. Die Staumauern werden grau und überziehen sich langsam mit der lebendigen Patina der Jahre. Kleine Moose siedeln sich an. Ueberall lebt etwas Natürliches, und schliesslich sieht der Beton aus wie Muschelkalk oder Nagelfluh.

Wer aber auf der anderen Seite von Beuggen kommt und auf dem unteren Weg bleibt, der hört die Turbinen in der Nähe brummen und sausen. Der Ton verstärkt sich zum dumpfen Donnern und tiefen Murren. Hier steht und arbeitet das Werk Tag und Nacht, ungefähr auf der Stelle, wo wir im Höllenhaken zwischen den Felsen herumwateten, und wo ich an einem unvergesslichen Karfreitag bei frühem Frühlingswetter tief ergriffen vom christlichen Mysterium, den Gekreuzigten zeichnete. Auf dem Heimweg schnitten wir Weiden und klopften sie, um Flöten daraus zu machen. Im Herbst sammelten wir Schlehen und bewahrten sie in unseren Schränken auf, bis sie welk und geniessbar wurden. Noch nicken am Hochufer die Büsche mit den Pfaffenhütchen. Aber jetzt spielt die Wasserlinie daran weit in die Höhe. Kürzlich sah ich vom hohen Spiegel her aus der Gegend des Schweizer Waldes, dicht vor der Schleuse entlang auf der Kante ein Faltboot hinschiessen mit zwei Ruderern darin. Mit aller Kraft konnten sie sich davor bewahren, mit dem Ueberwasser hinuntergespült zu werden und drunten auf dem blossliegenden Felsen zu zerschellen. Abgekämpft liefen sie in den Kanal vor dem Kraftwerk ein, wo ein mächtiger Eisenrost sie verhinderte, in das Werk hineingerissen zu werden. Sie kamen irgendwo

aus dem Landesinnern, wussten nicht, wo sie waren, und sahen ziemlich verblüfft aus.

Das ist Landschaft von heute. Drüben aber dauern die alten Mauern und Türme der Stadt, und die neue steinerne Brücke schwingt sich vom Schweizer Ufer auf die felsige Insel, auf welcher einst ein Kastell stand — die Franzosen haben es gesprengt im tiefen Frieden —, und von der Insel ans deutsche Ufer hinüber. Auf der Insel schweben Pappeln im Licht. In den Mauern stecken Kugeln von allerlei Kriegsvölkern, die dem Platz zugesetzt haben. Hundert Jahre lang löste eine Besatzung und eine Plünderung und Kontribution die andere ab, und als diese Zeit vorbei war, war es auch vorbei mit der Geschichtskraft der stolzen Bürgerstadt. Wie vielwissend steigen und geistern heute diese Grundmauern aus dem Wasser herauf, das sie Sommer und Winter bespült. Wer das gesehen und in sich aufgenommen hat: das schmale trotzige Ragen des Messerturms am Wasser, das schweigende Erinnern und entsagungsvolle Sterben der Johanniterkirche, die Pfalz der ehemaligen Commende gleichen Namens mit den grünen Bäumen, den massigen Rathausturm, die ganze Reihe der engstehenden grauen Bürgerhäuser am ziehenden Strom bis zur Brücke hinunter, landeinwärts das Drängen und Hinaufstehen von Dächern und Gassen, das gute, treue Getürme, in der Stadtmitte wie eine sichere Mutter die Martinskirche mit der hübschen Turmhaube und dem hohen Schiff — ich sage, wer das erlebt und begriffen hat, der bewahrt das Bild in sich auf als etwas von dem ganz Schönen und Eindrucksvollen, was es von Landschaft überhaupt gibt. Zum ewigen Strömen und Rinnen des Rheins steht geruhsam hingeschwungen die grüne Wand des bewaldeten Berges, der das Bild nach Süden abschliesst. Leise erregend öffnet sich dort das Tal. Blockhaft schliessend steht die Brücke quer über den Fluss mit der Insel. Aber dahinter geht die Himmelsweite auf. Da muss man die Sonne niedergehen sehen im roten Wolkenbrand, die grünen Himmelsinseln im leicht südlich gefärbten Himmel, das langsam eindunkelnde Violett der Häuser und Bäume herwärts, das nächtliche Verfinstern des Stromes in der Tiefe, und das aufgelöste Lichtwerden und Sichhinweglösen der Höhenzüge im Osten. Der Nordhang des Dinkelsberges kämpft schon zwischen Wachen und Traum. Die vorderen Basteien brennen noch, aber die Talfalten werden schwer von Schlaf. Die Ebene gegen Nollingen zu, das Schlachtfeld glost im Spätdampf des Tages und der Geschichte. Und wenn es gerade Donnerstag ist, so läutet in der Stadt die Schwedenglocke, wie sie seit Jahrhunderten jeden Donnerstag nach dem Abzug der Schweden geläutet hat.

Es gibt da eine hochliegende Bank, da kann man sitzen und schauen stundenlang. Nahebei schlägt die neue Kirche von Badisch-Rheinfelden die Zeiten. Nacheinander leuchten die Speisesäle der Hotels auf und werfen goldene Glanzbahnen auf das Wasser. Dazwischen ertönt die Sirene eines Schiffes, auch das gehört nun zur Landschaft, das Gleiten und mutige

Qualmen und das Radgeplätscher des weissen Dampfers, der von Basel herauf kommt und unterhalb der Insel anlegt. Ebenso gehört das neue hübsche Brunnengebäude der Heilquellen dazu, das über der Schifflände steht und den Passagieren zusieht, wie sie befriedigt die Treppe heraufsteigen. Da grüsst nun immer eine Erscheinung der Neuzeit die andere. Nicht weit davon ragt und raucht die gutgelungene Gebäudegruppe des Salmenbräu mit dem charaktervollen hohen Silo. Das ist arbeitende Landschaft, Landschaft in Entfaltung und ewiger Wandlung. Die Wandlung bringt der Mensch hinein, das Vergänglichste und Gewalttätigste, was es auf der Erde gibt, sein eigenes Gericht und seine eigene höchste und wildeste Genugtuung, Urquell seiner Wonnen und Qualen und Errichter seiner eigenen Denkmäler.

Ströme weiter, alter junger Fluss, von Wäldern und Bergen begleitet, von Klippen und Kraftwerken aufgehalten, in Wasserstürzen und Stromschnellen immer wieder verjüngt, mächtig lachend über die Schranken an deiner Strasse und mit blitzendem Auge antwortend dem Licht der Unendlichkeit bei Tag und Nacht. Grüne und blühe, fruchtbares Rheinfeld, von Frühlingen überschauert und von Herbststürmen überbraust. Möge es dir nie an schaffenden Seelen fehlen, nie an hellen Geistern, nie an begehrenswerten Frauen und nie an wackeren Männern. Gesundheit gebe dir der Geist der Erde, Mut zu deiner Gegenwart und Glauben an die Zukunft. Innigkeit verleihe er deinem Trachten und Gefühlstiefe deinem Tun, damit du eine Heimat seist voll Schönheit und Weltbeziehung, selber eine kleine Welt, in welcher das Grosse täglicher Gast ist und von welcher die Heimlichkeit der Seele werbend ausgeht in die Fernen, denen sie mit dem Besten und Tiefsten der anderen Heimaten Gehalt gibt, edles Schwergewicht und den letzten Wert. Denn das ist der grosse Kreislauf der Welt. Das ist die glückhafte Wechselbeziehung. Das ist das Gewebe, an welchem auch die Gottheit selber mitwebt.

Jakob Schaffner

Bemerkungen der Herausgeber

Unter den Papieren von Herrn A. Senti befand sich eine bisher unbekannte Arbeit von Jakob Schaffner, die wir hier mit Einwilligung seines Sohnes, Herrn Peter Schaffners, abdrucken. Wie eine handschriftliche Notiz auf dem Umschlag angibt, in dem das Manuskript steckte, war die Arbeit für ein Rheinfelder Stadtbuch gedacht, von dessen Herausgabe um 1934 herum offenbar die Rede war. Obwohl sich der Aufsatz prächtig in unsere Zeitschrift einfügt, zögerten wir doch lange, bis wir uns entschlossen, ihn zu veröffentlichen. Dieses Zögern hängt mit der politischen Haltung des Verfassers zusammen. Jakob Schaffner war gesinnungsmässig Nationalsozialist. Der NSDAP scheint er zwar nicht angehört zu haben, aus der Natio-

nalen Front soll er 1938 ausgetreten sein. Aus seiner nationalsozialistischen Gesinnung hat er nie ein Hehl gemacht, wie ich mich 1936 oder 1937 an einer Veranstaltung in Aarau, an der Schaffner sprach, selber überzeugen konnte. Er hielt bis zuletzt daran fest und hat sie schliesslich mit dem Tode bezahlt. Bekannt ist seine Teilnahme an der berüchtigten Audienz, die Bundespräsident Pilet-Golaz am 10. September 1940 den beiden Vertretern der Nationalen Bewegung der Schweiz, Ernst Hoffmann und Dr. Max Leo Keller, und Jakob Schaffner gewährte. Wie Alice Meyer in ihrem Buch «Anpassung oder Widerstand», Seite 155, schreibt, wurde diese Audienz während eines Kuraufenthaltes Pilet-Golaz' in Baden zwischen ihm und Schaffner verabredet, dem es gelungen war, nicht nur die Bekanntschaft des Bundespräsidenten zu machen, sondern auch dessen Sympathie zu erwerben. Nun, es ist hier nicht der Ort, darzustellen, wie Schaffner zu seiner verhängnisvollen politischen Einstellung gekommen ist. Wer sich darüber orientieren will, möge das entsprechende Kapitel in Hans Bänzigers «Heimat und Fremde», Bern (Franke) 1958, oder in Karl Schmids «Unbehagen im Kleinstaat», Zürich (Artemis) 1963, nachlesen.

Jakob Schaffner war durch Herkunft und Jugendzeit eng mit unserer Gegend verbunden. Seinem Grossvater gehörte der Hof Eigenried bei Buus, bis er ihn einer Bürgschaftssache wegen aufgeben musste und mit seiner Familie nach Rheinfelden zog. Schaffners Mutter stammte aus Wyhlen in der badischen Nachbarschaft. Jakob Schaffner selber wurde 1875 in Basel geboren, wo sein Vater bei Pfarrer Stähelin als Herrschaftsgärtner arbeitete. Mit acht Jahren verlor er den Vater, die Mutter ging nach Amerika. Jakob kam zuerst zu seinem Grossvater nach Wyhlen, dann in die Armenanstalt im Schloss Beuggen, wo er bis zu seinem sechzehnten Altersjahr blieb. Die Beuggener Zeit schilderte Schaffner in seinem wohl besten Roman, im «Johannes». Auf Beuggen folgte eine zweijährige Schuhmacherlehre in Basel. Nach längerer Wanderzeit kehrte er nach Basel zurück, übte sein Handwerk aus und begann daneben zu schreiben und Vorlesungen an der Universität zu besuchen. Seinen Militärdienst, in dem er es zum Korporal brachte, leistete er in einem Baselbieter Bataillon. Schliesslich widmete er sich nur noch dem Schreiben. 1930 erhielt er den Schweizerischen Schillerpreis. Von 1911 an lebte er übrigens fast ausschliesslich in Deutschland, 1936 wurde er Ehrenbürger von Wyhlen.

Von Beuggen aus kam der Knabe oft nach Rheinfelden. Seine Grossmutter wohnte in dem Haus, in dem sich heute die Büros der Buchdruckerei Herzog befinden. Seine drei Tanten, die er besonders gerne besuchte, betrieben über dem heutigen Restaurant «Post» eine Damenschneiderei. Sie kannten offenbar seine Liebe zur Musik, jedenfalls kauften sie ihm eine Geige. Auch von Basel aus besuchte er seine Rheinfelder Verwandten häu-

fig. Als er mit seinem Lehrmeister nicht recht auskam, blieb er einige Zeit in Rheinfelden und arbeitete in dem Hause, in dem sich heute die Buchbinderei Schaffner befindet. In den «Irrfahrten», seinem ersten Roman, hat er dieses Haus genau beschrieben. Jakob Schaffner liebte das Städtchen und seine Landschaft. Er sagte einmal, wenn er sich irgendwo dauernd niederlassen müsste, so möchte er oberhalb der Stampfi ein Haus bauen, dass er über die weite Rheinebene hinweg und ins Tal gegen Magden und Buus sehen könnte. Am 26. September 1934 las er im Kurbrunnen vor. Der Gemischte Chor Rheinfelden wirkte mit, und in der Einladung wurde Schaffner als Schillerpreisträger vorgestellt. (Ein Jahr zuvor hatte übrigens Emil Ermatinger geschrieben, Schaffner sei «heute ohne Frage der hervorragendste Dichter der Schweiz».) Mit einem Rheinfelder Bekannten und seiner zweiten Frau machte er eine grosse Autoreise durch ganz Deutschland, deren Frucht der Band «Offenbarung in deutscher Landschaft» war. Das Vorwort des Buches ist mit «Rheinfelden, im September 1934» datiert. Ueber die Fahrt liegt ein privates Fotoalbum vor, das u. a. vier Aufnahmen von Jakob Schaffner und seiner zweiten Frau zeigt. Das letztemal suchte er die Stadt seiner Jugend während des Krieges auf, um seinen Verwandten den Tod seiner Frau mitzuteilen. Am 23. September 1944 kam er in Strassburg mit seiner dritten Gattin, einer Schweizerin, bei einem alliierten Luftangriff ums Leben. Er ist auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Buus beerdigt.

Die Schweizer Presse vermerkte den Tod Jakob Schaffners, würdigte leidenschaftslos sein dichterisches Werk — so zum Beispiel die «National-Zeitung» am 18. Oktober 1944 —, distanzierte sich aber selbstverständlich entschieden von seiner politischen Einstellung. In den «Basler Nachrichten» vom 13. Oktober 1944 heisst es am Schlusse des kurzen Nachrufes: «Bleiben wird sein Werk, das ihn in die Reihe der grossen deutschen Erzähler hinaufgeführt hat. Was darin an gutem schweizerischen Erbteil trotz allem noch enthalten ist, mag gewürdigt werden, wenn die Zeit der kämpferischen Auseinandersetzung um die geistige und staatliche Selbstbehauptung unseres Landes vorüber ist.» A. Heiz